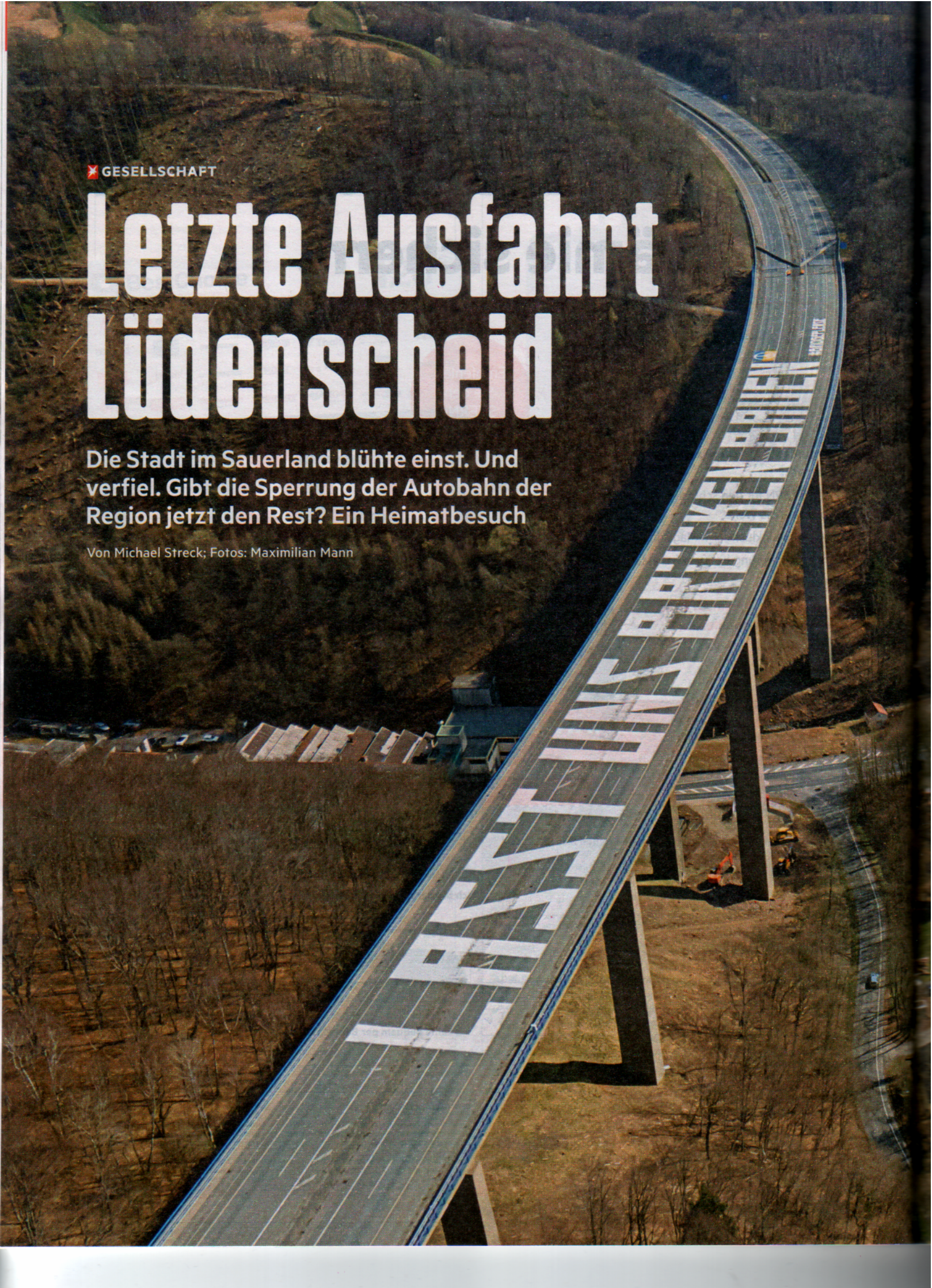


GESELLSCHAFT

Letzte Ausfahrt Lüdenscheid

Die Stadt im Sauerland blühte einst. Und verfiel. Gibt die Sperrung der Autobahn der Region jetzt den Rest? Ein Heimatbesuch

Von Michael Streck; Fotos: Maximilian Mann





Die gesperrte
Rahmede-Talbrücke,
453 Meter lang,
70 Meter hoch und
nun Kunstobjekt mit
Friedensbotschaft

V

Vermutlich hat jeder schon mal von Lüdenscheid gehört. Ist daran vorbeigerauscht auf dem Weg vom Norden in den Süden oder andersherum auf der Autobahn 45, die binnen weniger Kilometer aus dem platten Ruhrgebiet auf mehr als 400 Höhenmeter ins märkische Sauerland emporklettert. Links und rechts Berge, Täler, Wälder und Windräder, in der Ferne die Häuser der Stadt auf sieben Hügel geworfen, „wie Rom“ hörten wir als Kinder ständig, bis wir es nicht mehr hören konnten. Bergstadt, immerhin, ist ein Synonym für Lüdenscheid, das eine gewisse Berühmtheit durch einen nackten Mann in einer Wanne erlangte. Loriots Herr Müller-Lüdenscheidt ist der mit der rot-weißen Badekappe, der sich weigert, die Ente zu Wasser zu lassen. Freunden des Fußballs ist die Kreisstadt auch durch milden Spott geläufig, weil die Anhänger des FC Schalke die Dortmunder Rivalen gern in der Sauerländer Provinz als „Lüdenscheid-Nord“ verorten.

Aber ebendort und exakt dort, Lüdenscheid-Nord, hört der Spaß nun auf, nur noch Stillstand und Stau kilometerlang. Medien aus ganz Europa berichten über Lüdenscheid oder, präziser: einen Bruchteil davon. Zwischen den Ausfahrten Nord und Mitte liegt die inzwischen bundesweit bekannte Rahmede-Talbrücke, 453 Meter lang, 70 Meter hoch, gesperrt für den Verkehr von jetzt auf gleich am 2. Dezember vergangenen Jahres auf unabsehbare Zeit wegen, ja: akuter Einsturzgefahr.

Tag und Nacht quälen sich seitdem auf den Umleitungsstraßen 14 000 Pkws und 6000 Lkws durch die Stadt und vorbei an 72 000 Einwohnern; sie brettern durch Vorgärten, machen Zäune platt – und sich dann aus dem Staub, der sich als schmieriger Film auf Fenster und Simse legt. Die Anwohner dieser Nadelöhre an der Grenze der Verzweigung, Betriebe am Rande der Belastbarkeit. Der WDR erwähnt die Staus in und um Lüdenscheid nicht mal mehr in den Verkehrsnachrichten. Das Chaos gilt als gesetzt.

Die A 45 ist in normalen Zeiten eine der meistbefahrenen Nord-Süd-Tangenten der Republik, eine Lebensader. Die Gegend in Südwestfalen stieg auch dank ihrer verkehrsgünstigen Anbindung zur drittgrößten Industrieregion Deutschlands auf. Der wirtschaftliche Schaden beträgt nach einer Studie des Instituts der Deutschen Wirt-

schaft 1,8 Milliarden Euro. Vorsichtig und konservativ geschätzt. Und diese 1,8 Milliarden sind noch das günstigste Szenario, weil es von der Hoffnung ausgeht, dass es lediglich fünf Jahre dauert, bis eine neue Brücke steht. Fünf. Verdammte. Jahre. Im besten Fall. Ein Stresstest, für die Menschen, für die Stadt, für ganz Südwestfalen.

Das ist die Lage, und die Lage war schon zuvor alles andere als rosig.

Einst proper und prosperierend

Lüdenscheid ist meine Heimatstadt, und aus der Distanz verfolgte ich über Jahre und Jahrzehnte ihren schleichenden Verfall, den ich bei Besuchen als schmerzlicher und gravierender empfand als Freunde und Familie, die blieben und das Verwittern von Straßen, Gassen und Häusern und das sukzessive Sterben der Gastronomie vielleicht als natürlichen Gang der Dinge hinnahmen, etwa so, wie sich Patina auf Kupfer legt. Ein Prozess jedenfalls, an dessen Ende sich die moribunde Brücke nunmehr wie ein symbolischer Kulminations-

punkt des Niedergangs über das Rahmedetal spannt.

Ach, Lüdenscheid. Hast nicht mehr viel gemein mit der Stadt, in der ich aufwuchs, zur Schule ging und später bei den „Lüdenscheider Nachrichten“ meinen Beruf entdeckte. Du blühst vor allem in der Erinnerung. Wir rodelten im Winter von einem der vielen Hügel am „Glatzer Knochen“, tatsächlich kilometerweit. Wir bauten Hütten im Wald, denn überall war Wald, und sprangen verbotenerweise in die Talsperren, denn überall waren Talsperren. Wir holten uns Autogramme von eingepipsten Fußballgrößen aus der Bundesliga, die sich ihre zerschissenen Bänder und Menisken in Hellersen richten ließen, dem damals größten und führenden Sportklinikum Europas. Und wir schauten begeistert den Rot-Weißen zu im schmucken Nattenberg-Stadion, die in der Zweiten Liga kickten und Siege mitunter im Nachtclub „Trocadero“ feierten. Wo es vorkommen konnte, dass ein ziemlich bürgerlicher Bürgermeister in leicht bekleideter



Stau und Staub: Bis zu 20 000 Pkws und Lkws wälzen sich Tag und Nacht mitten durch Lüdenscheid

Viele nahmen den Verfall als natürlichen



heid – wie hier auf der Lennestraße

Gang der Dinge wahr

Begleitung ein spätes Getränk nahm und sich mit den Spielern über den Modus Operandi des weiteren Abends zügig einig wurde: „Meine Herren, ich gebe jetzt eine Runde Cognac aus, und ihr haltet die Schnauze.“

Ach, Lüdenscheid, proper und prosperierend damals, bester Mittelstand, diverse Weltmarktführer vor Ort, wie Erco, das die größten Konzertsäle und Museen auf dem Planeten ausleuchtet, „hidden champions“, sagt man heute. Lampen, Schrauben, Schalter und darüber hinaus eine ausgeprägte Affinität zum Auto – klein wie groß. Die Siku-Spielzeugautos kommen aus Lüdenscheid und tragen das örtliche Kennzeichen MK, Märkischer Kreis. Außerdem jede Menge Elektronik. In nahezu jedem Wagen, eben auch in denen, die jetzt die Stadt verstopfen, steckt ein Stück aus Lüdenscheid, das mal pulsierte, die von Gründerzeithäusern gesäumte Fußgängerzone mit den inhabergeführten Geschäften samstags rappellvoll.

Wir mussten nicht unbedingt nach Dortmund oder Köln oder Düsseldorf, es



Spaßguerilla: Die Kreativen von „Willi & Söhne“ organisieren Festivals und Kunstaktionen

gab alles für alle. Die Älteren saßen in den heimeligen Gasthäusern Reidemeister, Pretz, Schwejk. Die Popper, es waren die 80er-Jahre, nippten Cocktails im lichten „Aquarium“, wir eher Linksgewirkten zechten wacker und vergebens gegen Springer, Kohl und Reagan im legendären Jugendlokal „Stock“. Jung und Alt, Rechts wie Links einte (und eint) ein womöglich in den märkischen Genen nistender Hang zum Alkoholgenuss. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. notierte 1722, „die Altmercker sauffen wie die beester ...“, und dieses Verdikt hält seit drei Jahrhunderten, in guten wie in schlechten Zeiten. Lüdenscheid war sich selbst genug. Und warum auch nicht? Es brummte, und die Stadtväter ließen es knallen.

Lüdenscheid bekam ein neues Krankenhaus und die Kreisverwaltung. Die Stadt leistete sich ein auch überregional angesehenes Kulturhaus; sie leistete sich im Zentrum ein Wellenbad, das niemand brauchte und das selbstverständlich pleiteging; sie leistete sich ein überdachtes City-Center, aus dessen Kern später ein



Sebastian Wagemeyer ist Bürgermeister und Bürgerbeauftragter für Brückenfragen

Einkaufszentrum wuchs, das dann den Absturz des Einzelhandels beschleunigte. Und sie leistete sich die üblichen Scheußlichkeiten aus Waschbeton und Zweckbauten, aus grauen Parkdecks und Tunneln wie viele andere Mittelstädte, denen es heute nicht viel besser geht. Lüdenscheid ist in Wahrheit überall.

Eine Wüste aus Leerstand

Niemand kann genau sagen, wann der Abstieg begann. Fast wie in Zeitlupe, stetig und unerbittlich. Die Innenstadt heute eine Wüste aus Leerstand, Billigshops, Smartphone-Läden, Fressbuden, die ihre traurige Krönung findet in einem der Verwahrlosung überlassenen alten Kaufhaus an der Mündung zum Sternplatz, der wiederum übergeht zum Rathausplatz, einer öden Betonplatte, die immer schon scheiße war. Die Straßen Schlaglochpisten; der asbestverseuchte Rathautunnel unter dem Zentrum, vier Röhren, siecht seit Jahren seiner Restaurierung entgegen und mäanderte in der Verantwortung zwischen Stadt und Land.

Der ehemalige Stadtkämmerer Karl Heinz Blasweiler erinnert sich, wie er 1997 gerade frisch im Amt zu einer Tagung des Deutschen Städtetages fuhr und ihn die Kollegen mit „Sie Glücklicher, ihr seid doch reich“ begrüßten. Was durchaus stimmte. „Wir waren gut aufgestellt durch unsere Gewerbesteuererinnahmen und die vielen mittelständischen Betriebe.“ Das Gewerbesteueraufkommen liegt immer noch deutlich über dem der rivalisierenden Zwillingstadt Iserlohn, „die träumen nur davon“. Aber das übersetzt sich eben nicht in den Alltag und das Erscheinungsbild. ➤

Lüdenscheid ist zumindest im regionalen Vergleich eine reiche Stadt, die wie eine arme Stadt aussieht.

Gewiss, die Nachbarn Werdohl, Altena und Hagen sind noch schlimmer gebeutelt, von den vielen Städten und Gemeinden im nahen Ruhrpott ganz zu schweigen. Eigentlich brauchte es für diese Region und generell für ganze Teile Nordrhein-Westfalens einen Solidarzuschlag West. Der Strukturwandel zog vielerorts einfach vorbei und weiter nach Baden-Württemberg und Bayern, und NRW, die Pumpe des Wirtschaftswunders, verlor den Anschluss. In Teilen selbst verschuldet, in Teilen Pech. In Lüdenscheid beides, und zuletzt in einem regelrechten Tremolo des Unheils.

Erst kam der Borkenkäfer und fraß sich durch die Wälder, die die Stadt umgeben. Braun und kahl nun viele Kuppen, auf denen Baumskelette wie Totenkreuze stehen.

Danach kam Corona.

Dann, und im Wortsinn zu allem Überfluss, kam die Flut und verwüstete Hagen und Altena, flutete die Bahngleise im Volmetal und schnitt Lüdenscheid auch vom Bahnverkehr ab.

Die Brücke wirkt nun wie der letzte und schlimmste Tiefausläufer eines perfekten Sturms. Und die große Frage wird sein, wie lange Stadt und Bürger diesen Sturm aushalten.

Der Bürgermeister heißt Sebastian Wagemeyer und ist seit 18 Monaten im Amt, die sich wie 18 Jahre anfühlen, „es fehlt nur noch ein Erdbeben“. Wagemeyer, 45, war zuvor Gymnasialdirektor. Auch er geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen in der Stadt, der er nun vorsteht. Als Jugendlicher legte er Platten auf im schon erwähnten „Stock“, „bis das Kondenswasser von der Decke tropfte“. Er trägt ein lässiges Jackett und den Graubart getrimmt, aus den Augen spricht Schlafmangel. Man muss wissen, aber nicht zwangsläufig verstehen: Der SPD-Mann Wagemeyer hat gleich zwei Jobs. Er ist Bürgermeister, was angesichts der Probleme der Stadt ein Fulltime-Job ist. Aber im Februar ernannte ihn Bundesverkehrsminister Wissing zusätzlich noch zum „Bürgerbeauftragten“ in Brückenfragen. Das klingt insofern etwas merkwürdig, weil man annehmen sollte, dass ein Bürgermeister qua Definition immer auch Bürgerbeauftragter ist. Aber dies sind besondere Zeiten. Von der Sorte Rahmede-Talbrücke gibt's wenigstens 1500 in der Republik. Lüdenscheid ist nun auch ein genau bäugtes Pilotprojekt – und Wagemeyer Leiter dieses Pilotprojekts. Ob diese Doppelfunktion sinnvoll ist, wird sich zeigen.

Wagemeyer setzt sich jetzt an den Besprechungstisch und redet über Katastrophen. „Eine Katastrophe ist das für kleine Gewerbetreibende, die ihre Betriebe an der Strecke haben und vor den Scherben ihrer Existenz stehen. Eine Katastrophe ist das für die Firmen, die größeren Unternehmen nicht nur hier vor Ort, sondern in der gesamten Region.“ Und natürlich sei es eine Katastrophe für seine Bürger.

Versunken im Dornröschenschlaf

Nach den Katastrophen kommt er auf die Chancen; es ist ja korrekt, dass gerade alle auf Lüdenscheid schauen, und diese Aufmerksamkeit müsse man nutzen, um infrastrukturell aufzurüsten. Er muss nur aus seinem Fenster schauen, auf die Betonplatte, den Rathausplatz, dann weiter nach links auf das Stern-Forum, ein von Tauben zugekacktes Geisterhaus im Herzen der Stadt und nur eines von vielen Spekulationsobjekten, deren Besitzer offenbar das Interesse an Spekulation verloren haben. Irgendwann, wann auch immer, wird die Brücke fertig sein, und dann würde Wagemeyer gern den jungen Leuten aus der Region etwas bieten und die kleine Fachhochschule ausbauen und am besten „unsere Fachkräfte von morgen hier vor Ort ausbilden und nicht irgendwo in Siegen oder Bochum“. Die Planungen dafür, sagt der Bürgermeister, müssten jetzt beginnen. Er sagt mit Nachdruck: „Jetzt, wenn nicht jetzt, wann dann?“

Das ist natürlich eine berechtigte Frage, auf die man allerdings auch vor dem Brücken-GAU hätte kommen können. Und müssen. Lüdenscheids Zukunft mag auf Chancen setzen, Lüdenscheids jüngere Geschichte ist aber auch die von verpassten Chancen und Bräsigkeit.

Wagemeyers Vorgänger, der SPD-Mann Dieter Dzewas, saß genauso lange im Rathaus wie Angela Merkel im Kanzleramt. 16 Jahre. Wenn Merkel den Teutonen die Mutti war, war Dzewas den Lüdenscheidern der Papa. Nur reduziert jeder, der heute auf



Dieter Dzewas ist stellvertretender Schuldirektor und Kenner von Lüdenscheids Geschichte



Bausünden: Stern- und Rathausplatz waren

Borkenkäfer,

Dzewas zu sprechen kommt, dessen politisches Vermächtnis auf ein fatales Zitat, das ursprünglich von Altkanzler Helmut Schmidt stammt und auch aus dessen Mund schon grober Unfug war, „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.“

Lüdenscheid fehlten Jahrzehnte die Visionen, und die Stadt dümmerte und verwucherte in einem Dornröschenschlaf.

Nur kam nie ein Prinz.

Das Resultat solcher Lokalpolitik ist derart offensichtlich, dass im Netz böse Bilder und Memes über den Zustand der City kursieren, „Syrien, Afghanistan, Irak? Nein, Einkaufsstraße Lüdenscheid ...“

Nun und auch katalysiert durch die vermaledeite Brücke, reden wieder alle von Visionen. Von Identität. Von Ideen. Seit gefühlten Ewigkeiten wird über die Gründung einer Stadtentwicklungsgesellschaft debattiert, die jetzt grundsätzlich beschlossen und auf dem Weg durch die Instanzen ist.

Ralf Schwarzkopf ist Vorsitzender der Lüdenscheider CDU, er kandidiert am Sonntag für den Landtag und ist Boss der Firma Hotset, Heizpatronen, 350 Mitarbeiter weltweit, gesunder Mittelstand, typisch Lüdenscheid. Er empfängt in seinem Büro. Neben dem Schreibtisch die NRW- und die Deutschland-Flagge und auf eine Tafel sein Mantra gekritzelt: „Einfach machen“.

Schwarzkopf erzählt, wie am Tag nach der Brückensperrung gleich zwei Mitarbeiter kündigten, und ähnlich geht es



auch in den besten Zeiten Lüdenscheids nur öde Betonplatten



Taubenklo: Das Stern-Forum in der City verkommt seit vielen Jahren

Corona, Flut und Brücke. Ein Tremolo des Unheils

den meisten Betrieben. Fast jeder zweite Arbeitnehmer pendelt in die Stadt. „Die Leute könnten ja auch in Lüdenscheid wohnen, aber dann sehen sie die Stadt ... tja, und das war es dann.“ Neulich lief Schwarzkopf mit der nordrhein-westfälischen Ministerin für Heimat und Kommunales durch die Innenstadt, und Ina Scharrenbach schüttelte den Kopf und sprach: „Mensch, Ralf, das kann doch wohl nicht wahr sein. Was ist denn hier passiert?“ Zu wenig. „Es fehlt nicht an Leuten, die wirklich was machen und bewegen wollen“, sagt er. „Es fehlt daran, dass man sie endlich zusammenbringen muss. Es fehlt daran, dass man einen Plan hat. Und diesen Plan Punkt für Punkt abarbeitet.“

Die guten Schildbürger

Und ja, da sind genügend Macher und Leute mit Ideen. Unternehmer, Gastronomen, Vereinsvorsitzende oder im besten Sinne Verrückte wie „Willi & Söhne“, eine Gruppe kreativer Aktivisten. Die keinen Bock mehr darauf haben, Lüdenscheid nur auf die Brücke zu reduzieren, und sie im Februar in einer Nacht-und-Nebel-Aktion mit drei Tonnen Farbe bepinselten als Botschaft gegen den Krieg, „Lasst uns Brücken bauen“, das Video ging viral. Sie seien ein wenig wie Schildbürger, sagt Linus Wortmann, Architekt und einer der Gründer, nur profitiert die Stadt von ihren Streichen. Am Ostersonntag verbrannten sie hinter

dem Bahnhof einen zwölf Meter großen Holzfuchs, Tausende kamen zum „Burn the Fox“-Spektakel, und die Stadt knisterte und brummte, und es fühlte sich richtig gut an. Im Sommer werden abermals Tausende kommen ins zurückgebaute Stadion am Nattenberg zum zweitägigen Open-Air-Festival „Bautz“ mit vielen Top Acts. Sie machen das, wie der Werber Matthias Czech sagt, aus einer „Mischung von „geisteskrank sein und gegen die Langeweile arbeiten“, und weil „nichts im Leben ohne Spaß besser ist“. Aber vor allem, weil sie trotz aller Probleme das Potenzial dieser Stadt und ihrer Menschen sehen und mit ihren Aktionen und Straßenkunst und Musik die Jungen binden wollen, die „keine Lobby haben und die, wenn wir nicht höllisch aufpassen, wegziehen und im Zweifelsfall die Industrie gleich hinterher“.

An diesem Abend hockt ein gutes Dutzend junger Schildbürger im Loft von Architekt Wortmann und heckt bei Flaschenbier die nächste Nummer aus. Sie füllen ein Vakuum, weil die Stadt verwaltet und nicht gestaltet. Die Willis machen. Eines immerhin hat sich im Laufe der Jahre nämlich nie verändert, ist nie verwittert, hat gehalten. Das Beste an Lüdenscheid waren stets die Menschen mit ihrem geredeten Humor, ihrer Genügsamkeit und ihrem ausgeprägten Gemeinsinn.

Zum Abschied ein Besuch beim alten Schulkameraden Dietmar Simon, stellver-

tretender Schuldirektor an unserer alten Penne, dem, na klar: Bergstadt-Gymnasium. Dietmar ist ein profunder Kenner der Stadt, im Vorstand des Geschichts- und Heimatvereins, und er hat eine Reihe von klugen Büchern geschrieben, eines heißt „Die besten Tage unseres Lebens“ und handelt von der Jugendkultur der Stadt. Wir sitzen am Kaffeetisch, blättern durch den Band und quatschen über früher und heute. Auch auf den alten Bildern ist Lüdenscheid keine Schönheit, Erinnerung verklärt eben doch.

Aus seinem Wohnzimmerfenster fällt der Blick auf unser Gymnasium, und Dietmar erzählt von den neuen Schülern aus der Ukraine, Woche für Woche mehr. Im Grunde sind die Lüdenscheider meisterliche Brückenbauer. Sie bauen Brücken der Verständigung. Die kleine Stadt nahm bereits 2015/16 rund 1200 Flüchtlinge auf, mehr als London im Übrigen, und sie wuppte das wunderbar. Nun bauen sie wieder Brücken für die Menschen aus der Ukraine, an die 700 sind bereits da, der Großteil privat untergekommen. Lüdenscheid breitet die Arme aus, wie es das immer tat und Leute aus allen Teilen Europas willkommen hieß, die Arbeit fanden und ein Zuhause. „Es war und ist nun wirklich nicht alles schlecht hier“, sagt Dietmar.

Und so ist das natürlich. Sie brauchten nur schnellstens eine neue Brücke. Eine echte Brücke aus Stahl und Beton. Auf dass Lüdenscheid noch mal die Kurve kriegt. ✨



Michael Streck profitierte von seinen Ortskenntnissen in Lüdenscheid. Er und Fotograf **Maximilian Mann** kamen

trotz verstopfter Straßen zu allen Terminen pünktlich. Streck kannte die Schleichwege